

FRANK MCCOURT

TAG UND NACHT
UND AUCH IM
SOMMER

*

btb
EBOOKS

Frank McCourt

Tag und Nacht
und auch im Sommer

Erinnerungen

Deutsch von Rudolf Hermstein

btb

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Die Originalausgabe erschien 2005 unter dem Titel »Teacher Man« bei Scribner, New York.

Copyright © der Originalausgabe 2005 Green Peril Corp.,
in Übereinkunft mit dem Autor

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2006
Luchterhand Literaturverlag, München, in der Penguin
Random House Verlagsgruppe GmbH
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Covergestaltung: Design Team München
Coverfoto: Privataarchiv des Autors
Satz: Greiner & Reichel, Köln
CP · Herstellung: BB

ISBN 978-3-641-11867-9
V005

www.btb-verlag.de
www.penguinrandomhouse.de

Buch

Dreißig Jahre lang hat Frank McCourt an New Yorker Schulen unterrichtet. Hat versucht, launische, genervte oder aufsässige Schüler zu fesseln und ihre Herzen zu gewinnen, mit den unkonventionellsten Methoden, was ihm oft Ärger mit den Vorgesetzten einbrachte. Vor allem jedoch hat er ihnen Geschichten erzählt, Geschichten aus seiner Kindheit, aus Irland, aus seinem Leben - und verblüfft festgestellt, daß die Kinder immer mehr hören wollten. In der Schule, vor seinem strengsten Publikum, hat McCourt gelernt, daß man seine Zuhörer ernst nehmen muß, wenn man sie erreichen will. Hier hat er gelernt, sie mit der ihm eigenen Mischung aus Witz und Selbstironie, Offenheit und Lebensweisheit zu fesseln. Und hier hat er erstmals zum Erzählen seiner Lebensgeschichte gefunden, die ihn später mit »Die Asche meiner Mutter« weltberühmt machte.

Autor

Frank McCourt wurde 1930 in Brooklyn in New York als Kind irischer Einwanderer geboren, wuchs in Limerick in Irland auf und kehrte 1949 nach Amerika zurück. Dreißig Jahre lang hat er Englische Literatur und Sprache an New Yorker High Schools unterrichtet. Danach schrieb er die Erinnerungen an seine irische Kindheit auf, ein Buch, das er sein ganzes Leben lang schreiben wollte. »Die Asche meiner Mutter« wurde weltweit zum Bestseller, und Frank McCourt bekam dafür u. a. den Pulitzerpreis. Frank McCourt verstarb im Juli 2009.

Frank McCourt bei btb

Die Asche meiner Mutter. Irische Erinnerungen Ein rundherum tolles Land. Erinnerungen. Wo ist das Christkind geblieben. Eine Weihnachtsgeschichte. Mit Bildern von Reinhard Michl

Inhaltsverzeichnis

Buch

Autor

Widmung

PROLOG

TEIL I - Der lange Weg zur Pädagogik

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

TEIL II - Nur ein Esel frisst Disteln

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

TEIL III - Neues Leben in Raum 205

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

DANKSAGUNG

Copyright

Für die nächsten Generationen des Stammes McCourt:

*Siobhan (Tochter von Malachy)
und ihre Kinder Fiona und Mark
Malachy von Bali (Sohn von Malachy)
Nina (Stieftochter von Malachy)
Mary Elizabeth (Tochter von Michael)
und ihre Tochter Sophia
Angela (Tochter von Michael)
Conor (Sohn von Malachy) und seine Tochter Gillian
Cormac (Sohn von Malachy) und seine Tochter Adrianna
Maggie (Tochter von Frank)
und ihre Kinder Chiara, Frankie und Jack
Allison (Tochter von Alphie)
Mikey (Sohn von Michael)
Katie (Tochter von Michael)*

Singt euer Lied, tanzt euren Tanz, erzählt eure Geschichte.

PROLOG

Verstünde ich etwas von Sigmund Freud und Psychoanalyse, könnte ich all meine Sorgen und Nöte auf meine unglückliche Kindheit in Irland zurückführen. Diese unglückliche Kindheit nahm mir meine Selbstachtung, löste Anfälle von Selbstmitleid aus, lähmte mein Gefühlsleben, machte aus mir einen reizbaren und neidischen Menschen ohne Respekt vor Autorität, verlangsamte meine Entwicklung, ließ meine Beziehungen zum anderen Geschlecht verkümmern, hinderte mich, im Leben voranzukommen, und machte mich, beinahe, unfähig zu jedem normalen menschlichen Umgang. Es ist ein Wunder, daß ich überhaupt Lehrer werden und Lehrer bleiben konnte, und ich muß mir die Bestnote dafür geben, daß ich die vielen Jahre in den Klassenzimmern von New York überlebt habe. Es sollte einen Orden für Menschen geben, die eine unglückliche Kindheit überlebt haben und Lehrer geworden sind, und ich sollte ganz oben stehen auf der Liste der Anwärter auf diesen Orden einschließlich etwaiger Bänder für negative Spätfolgen.

Ich könnte Schuld zuweisen. Die unglückliche Kindheit kommt nicht von ungefähr. Sie wird herbeigeführt. Es gibt dunkle Mächte. Wenn ich denn Schuld zuweisen soll, so tue ich es im Geiste der Vergebung. In diesem Sinn vergebe ich den Folgenden: Papst Pius XII., den Engländern im allgemeinen und König George VI. im besonderen, Kardinal MacRory, der Irland regierte, als ich ein Kind war, dem Bischof von Limerick, für den offenbar alles und jedes Sünde war, Eamon De Valera, dem ehemaligen Premierminister (Taoiseach) und Staatspräsidenten von Irland. De Valera war ein halbspanischer Gälisch-Fanatiker (spanische Zwiebel in irischem Eintopf), der die Lehrer in

ganz Irland anwies, uns die Muttersprache einzubleuen und die angeborene Neugier auszutreiben. Er bescherte uns viele unglückliche Stunden. Er war vollkommen gleichgültig gegenüber den schwarzen und blauen Striemen, die der Stock des Schulmeisters auf diversen Teilen unserer jungen Körper hinterließ. Desgleichen vergebe ich dem Priester, der mich aus dem Beichtstuhl jagte, als ich mich zu den Sünden der Selbstbefleckung und des Diebstahls von Pennies aus der Börse meiner Mutter bekannte. Er sagte, ich ließe keine aufrichtige Reue erkennen, schon gar nicht in fleischlichen Dingen. Und obwohl er damit den Nagel auf den Kopf getroffen hatte, brachte er durch seine Weigerung, mir die Absolution zu erteilen, meine Seele derart in Gefahr, daß er für meine ewige Verdammnis verantwortlich gewesen wäre, wenn mich vor der Kirche ein Lastwagen überfahren hätte. Ich vergebe diversen rabiaten Schulmeistern, daß sie mich an den Haaren aus der Bank gezogen und mich regelmäßig mit Zeigestab, Riemen oder Rohrstock durchgewalkt haben, wenn ich über Fragen zum Katechismus stolperte oder nicht im Kopf 937 durch 739 teilen konnte. Von meinen Eltern und anderen Erwachsenen hörte ich nur, das sei alles zu meinem Besten. Ich vergebe ihnen ihre himmelschreiende Heuchelei und frage mich, wo sie heute sein mögen. Im Himmel? In der Hölle? Im Fegefeuer (wenn es das noch gibt)?

Ich kann sogar mir selbst vergeben, obwohl ich immer wieder stöhnen muß, wenn ich auf verschiedene Phasen meines Lebens zurückblicke. War ich ein Esel! Diese albernen Ängste! Diese Dummheiten! Dieses Zaudern und Herumstolpern!

Aber dann schaue ich noch mal genauer hin. Ich habe Kindheit und Jugend damit zugebracht, mein Gewissen zu erforschen und festzustellen, daß ich mich permanent im Zustand der Sünde befand. Das war der Drill, die Gehirnwäsche, die Konditionierung, und die verbot jede

Selbstzufriedenheit, zumal bei Angehörigen der Sünderklasse.

Jetzt ist es, glaube ich, an der Zeit, mir wenigstens eine Tugend gutzuschreiben: Hartnäckigkeit. Nichts so Glanzvolles wie Ehrgeiz, Begabung, Verstand oder Charme, aber doch das einzige, was mich durch die Tage und Nächte getragen hat.

F. Scott Fitzgerald hat gesagt, ein amerikanisches Leben habe keinen zweiten Akt. Er hat einfach nicht lange genug gelebt. In meinem Fall hat er nicht recht behalten.

In den dreißig Jahren, die ich an New Yorker High Schools unterrichtet habe, nahm niemand außer meinen Schülern die geringste Notiz von mir. Außerhalb der Schule war ich unsichtbar. Dann schrieb ich ein Buch über meine Kindheit und wurde der Held der Stunde. Ich hoffte, das Buch würde den McCourt-Kindern und -Enkelkindern die Familiengeschichte nahebringen. Ich hoffte, daß sich vielleicht ein paar hundert Exemplare verkaufen würden und ich Einladungen von Lesezirkeln bekäme. Statt dessen eroberte es auf Anhieb die Bestsellerlisten und wurde in dreißig Sprachen übersetzt. Ich war verblüfft. Das Buch war mein zweiter Akt.

In der Welt der Bücher bin ich ein Spätzünder, ein Nachzügler, ein Frischling. Mein erstes Buch, *Die Asche meiner Mutter*, erschien 1996, als ich sechsundsechzig war, das zweite, *Ein rundherum tolles Land*, 1999, da war ich neunundsechzig. In dem Alter kann man von Glück sagen, wenn man überhaupt noch den Bleistift halten kann. Neue Freunde von mir (die ich meinem Aufstieg in die Bestsellerlisten verdanke) hatten in ihren Zwanzigern ihre ersten Bücher geschrieben. Jungspunde.

Aber was hat Sie denn so lange abgehalten?

Ich habe unterrichtet, das hat mich so lange abgehalten. Nicht an einem College oder einer Universität, wo man jede Menge Zeit fürs Schreiben oder für andere

Zerstreuungen hat, sondern an vier verschiedenen öffentlichen High Schools in New York City. (Ich kenne Romane über das Leben von Universitätsprofessoren, die mit außerehelichen Liebschaften und akademischen Grabenkämpfen so beschäftigt waren, daß man sich fragt, wo sie da noch ein paar Unterrichtsstunden hineinquetschen konnten.) Wenn man täglich fünf Klassen unterrichtet, fünf Tage die Woche, ist es unwahrscheinlich, daß man sich am Feierabend mit einem klaren Kopf zu Hause hinsetzt und unsterbliche Prosa schmiedet. Nach einem Schultag mit fünf Klassen ist der Kopf randvoll vom Radau im Klassenzimmer.

Ich hätte nie gedacht, daß *Die Asche meiner Mutter* auch nur auf das geringste Interesse stoßen würde, aber als das Buch auf den Bestsellerlisten erschien, wurde ich ein Liebling der Medien. Ich wurde viele hundertmal fotografiert. Ich war eine geriatrische Novität mit irischem Akzent. Ich wurde für Dutzende von Blättern interviewt. Ich lernte Gouverneure, Bürgermeister, Schauspieler kennen. Ich wurde dem ersten Präsidenten Bush und seinem Sohn, dem Gouverneur von Texas, vorgestellt. Ich schüttelte Präsident Clinton und Hillary Rodham Clinton die Hand. Ich lernte Gregory Peck kennen. Ich war beim Papst und küßte seinen Ring. Sarah, Herzogin von York, interviewte mich. Sie sagte, ich sei ihr erster Pulitzerpreisträger. Ich erwiderte, sie sei meine erste Herzogin. Sie sagte, oh, und fragte den Kameramann, haben Sie das? Haben Sie das? Ich wurde für einen Hörbuch-Grammy nominiert und hätte beinahe Elton John kennengelernt. Die Menschen sahen mich mit ganz anderen Augen an als früher. Ah, Sie haben doch dieses Buch geschrieben, sagten sie, hier entlang bitte, Mr. McCourt, oder, kann ich Ihnen irgend etwas Gutes tun, irgend etwas? Eine Frau in einem Café kniff die Augen zusammen und sagte, ich hab Sie im Fernsehen gesehen. Sie müssen ein wichtiger Mann sein. Wer sind Sie? Könnte

ich ein Autogramm haben? Man hörte mir zu. Man fragte mich nach meiner Meinung über Irland, Bindehautentzündung, Trunksucht, Zähne, Bildung, Religion, Jugendangst, William Butler Yeats, Literatur im allgemeinen. Welche Bücher lesen Sie diesen Sommer? Welche Bücher haben Sie dieses Jahr gelesen? Katholizismus, Schriftstellerei, Hunger. Ich sprach vor Versammlungen von Zahnärzten, Rechtsanwälten, Augenärzten und, natürlich, Lehrern. Ich bereiste die Welt, als Ire, als Lehrer, als Autorität für Unglück und Elend jeder Art, ein Leuchtturm der Hoffnung für Senioren allerorten, die schon immer ihre Lebensgeschichte erzählen wollten.

Die Asche meiner Mutter wurde verfilmt. Egal, was man in Amerika schreibt, immer ist gleich vom Film die Rede. Man könnte das Telefonbuch von Manhattan schreiben, und trotzdem würde man gefragt werden, und wann kommt der Film?

Hätte ich *Die Asche meiner Mutter* nicht vollendet, ich hätte noch auf dem Sterbebett gebettelt, nur noch ein Jahr, lieber Gott, nur noch ein Jahr, weil dieses Buch das Eine ist, was ich in meinem Leben - was davon übrig ist - noch zustande bringen will. Ich hätte mir nie träumen lassen, daß es ein Bestseller werden würde. Ich hatte nur gehofft, es würde in den Buchhandlungen stehen und ich könnte heimlich beobachten, wie schöne Frauen die Seiten umwenden und ab und zu eine Träne vergießen. Sie würden das Buch natürlich kaufen, es nach Hause tragen, sich auf dem Diwan rekeln, meine Geschichte lesen und dabei Kräutertee oder einen guten Sherry trinken. Und sie würden es für alle ihre Freundinnen bestellen.

In *Ein rundherum tolles Land* schrieb ich über mein Leben in Amerika und darüber, wie ich Lehrer wurde. Als es erschienen war, ließ mich das Gefühl nicht los, daß das Unterrichten darin zu kurz gekommen war. In Amerika werden Ärzte, Anwälte, Generäle, Schauspieler,

Fernsehleute und Politiker bewundert und reich belohnt. Lehrer mitnichten. Unterrichten ist die Küchenmagd unter den akademischen Berufen. Lehrer werden aufgefordert, den Dienstboteneingang zu benutzen oder hintenherum zu gehen. Man beglückwünscht sie, weil sie jede Menge Freizeit haben. Man spricht gönnerhaft von ihnen und tätschelt ihnen, im nachhinein, die silbernen Locken. O ja, ich hatte eine Englischlehrerin, Miss Smith, die mich wirklich begeistert hat. Ich werde sie nie vergessen, die gute alte Miss Smith. Sie sagte immer, wenn sie in den vierzig Jahren ihrer Lehrtätigkeit auch nur ein einziges Kind wirklich erreicht habe, dann hätte es sich für sie schon gelohnt. Dann könne sie glücklich sterben. Die begeisternde Englischlehrerin tritt sodann in die grauen Schatten zurück, fristet ihren Lebensabend mit einer mickrigen Pension und träumt von dem einen Kind, das sie vielleicht erreicht hat. Träum weiter, Lehrerin. Man wird dir keine Kränze flechten.

Man stellt es sich so vor: Man geht ins Klassenzimmer, bleibt einen Moment stehen, wartet, bis Ruhe eintritt, sieht zu, wie die Schüler ihre Hefte aufschlagen und ihre Kulis klicken lassen, sagt ihnen, wie man heißt, schreibt es an die Tafel und fängt mit dem Unterricht an.

Auf dem Pult hat man den Englisch-Lehrplan der Schule. Man unterrichtet Rechtschreibung, Wortschatz, Grammatik, Leseverständnis, Aufsatzschreiben, Literaturgeschichte.

Man kann es nicht erwarten, zur Literatur zu kommen. Da wird es lebhaftes Diskussionen über Gedichte, Stücke, Essays, Romane, Kurzgeschichten geben. Hundertsiebzig Hände werden in die Höhe schnellen, und die Schüler werden rufen, ich, Mr. McCourt, ich, ich möchte etwas sagen.

Man hofft, sie werden etwas sagen wollen. Man will nicht, daß sie nur dasitzen und gaffen, während man sich

abmüht, den Unterricht in Gang zu halten.

Man wird sich an der Fülle der englischen und amerikanischen Literatur laben. Wie herrlich wird das sein mit Carlyle und Arnold, Emerson und Thoreau. Und erst mit Shelley, Keats, Byron und dem guten alten Walt Whitman. Die Schüler werden gar nicht genug kriegen von all der Romantik und Rebellion, all der Auflehnung. Und man selber wird auch seine Freude daran haben, denn tief drinnen und in seinen Träumen ist man ein ungestümer Romantiker. Man sieht sich selbst auf den Barrikaden.

Rektoren und andere Respektspersonen draußen auf dem Flur werden Jubelrufe aus dem Klassenzimmer vernehmen. Staunend werden sie durchs Türfenster spähen und die vielen erhobenen Hände sehen, den Eifer und die Erregung auf den Gesichtern dieser Jungen und Mädchen, dieser zukünftigen Klempner, Elektriker, Kosmetikerinnen, Schreiner, Mechaniker, Stenotypistinnen, Maschinisten.

Man wird dich, den Lehrer, für Preise und Auszeichnungen vorschlagen: Lehrer des Jahres, Lehrer des Jahrhunderts. Man wird dich nach Washington einladen. Eisenhower wird dir die Hand schütteln. Zeitungen werden dich, einen ganz normalen Lehrer, nach deiner Meinung über das Bildungswesen fragen. Eine kleine Sensation: Ein Lehrer, den man fragt, was er vom Bildungswesen hält. Wow. Du kommst ins Fernsehen.

Fernsehen.

Man stelle sich vor: ein Lehrer im Fernsehen.

Sie werden dich nach Hollywood einfliegen, wo du die Hauptrolle in Filmen über dein eigenes Leben bekommst. Einfachste Herkunft, unglückliche Kindheit, Probleme mit der Kirche (der du tapfer getrotzt hast), Bilder von dir, wie du einsam in einer Ecke sitzt und bei Kerzenschein liest: Chaucer, Shakespeare, Austen, Dickens. Wie du da mit deinen armen kranken Augen blinzeln in der Ecke sitzt und tapfer liest, bis deine Mutter dir die Kerze wegnimmt und sagt, wenn du nicht aufhörst, werden dir die Augen

noch mal ganz aus dem Kopf fallen. Du bettelst, sie soll dir die Kerze wiedergeben, du hast nur noch hundert Seiten von *Dombey und Sohn*, aber sie sagt, nein, ich habe keine Lust, dich in Limerick rumzuführen und mich von den Leuten fragen zu lassen, wieso du blind geworden bist, wo du doch vor einem Jahr noch Ball gespielt hast wie alle anderen.

Du sagst ja zu deiner Mutter, denn du kennst das Lied:

*Wenn du noch eine Mutter hast,
So danke Gott und sei zufrieden.
Nicht vielen auf dem Erdenrund
Ist dieses Glück beschieden.*

Außerdem könntest du nie einer Filmmutter widersprechen, die von einer der alten irischen Schauspielerinnen, Sarah Allgood oder Una O'Connor, gespielt wird, mit ihrer scharfen Zunge und ihrer Leidensmiene. Deine eigene Mutter konnte zwar auch so gekränkt dreinschauen, daß es einem durch und durch ging, aber auf der großen Leinwand in Schwarzweiß oder Farbe ist es noch viel wirkungsvoller.

Deinen Vater könnte Clark Gable spielen, nur daß der a) nicht mit dem nordirischen Akzent deines Vaters zurechtkommen würde und das b) ein arger Abstieg gegenüber *Vom Winde verweht* wäre, das, wie du dich erinnerst, in Irland verboten wurde, angeblich deshalb, weil Rhett Butler seine Angetraute Scarlett die Treppe hinauf und ins Bett trug, worüber die Filmzensoren in Dublin so entrüstet waren, daß sie kurzerhand den kompletten Film auf den Index setzten. Nein, du brauchst als Vater jemand anders, weil die irischen Zensoren genau aufpassen würden und du sehr enttäuscht wärst, wenn die

Leute in Limerick, deiner Heimatstadt, und im übrigen Irland nicht die Möglichkeit bekämen, die Geschichte deiner unglücklichen Kindheit und deinen späteren Triumph als Lehrer und Filmstar zu sehen.

Aber das wäre noch nicht das Ende der Geschichte. Die eigentliche Geschichte wäre, wie du schließlich dem Sirenengesang Hollywoods widerstanden hast, wie du, nachdem man dich nächtelang großzügig bewirtet, dich gefeiert und in die Betten weiblicher Stars und Mächtegernstars gelockt hat, festgestellt hast, wie hohl ihr Leben ist, wie sie dir auf diversen Seidenkissen ihr Herz ausgeschüttet haben, wie du ihnen, von Gewissensbissen geplagt, zugehört hast, während sie dir erklärten, wie sehr sie dich bewundern, weil du wegen deines Engagements für deine Schüler ein Idol, eine Hollywood-Ikone geworden bist, wie aufrichtig sie, die hinreißenden weiblichen Stars und Mächtegernstars, es bereuen, daß sie auf Abwege geraten sind, sich für die Leere eines Lebens in Hollywood entschieden haben, obwohl sie doch auf all dies verzichten und sich täglich aus ganzem Herzen der wunderbaren Aufgabe widmen könnten, die zukünftigen Handwerker, Kaufleute und Bürokräfte Amerikas zu bilden. Wie schön müsse es doch sein, sagten sie, morgens aufzuwachen und fröhlich aus dem Bett zu springen, beflügelt von der Gewißheit, daß wieder ein Tag vor einem liegt, an dem man Gottes Werk an der amerikanischen Jugend verrichten kann, zufrieden mit dem kärglichen Lohn, den man erhält, da doch die wahre Belohnung in den dankbar glänzenden Augen der Schüler liegt, die einem Geschenke von ihren dankbaren und bewundernden Eltern bringen: Plätzchen, Brot, hausgemachte Nudeln und gelegentlich eine Flasche Wein aus dem kleinen Weinberg einer italienischen Familie, die Gaben der Mütter und Väter von hundertsiebzig Schülern an der McKee Vocational and Technical High School im Stadtteil Staten Island der Weltstadt New York.

TEIL I

Der lange Weg zur Pädagogik

1

Da kommen sie.

Und ich bin nicht bereit.

Wie könnte ich auch?

Ich muß das Lehren erst noch lernen.

Am ersten Tag meiner Lehrerlaufbahn wäre ich fast entlassen worden, weil ich das Pausenbrot eines Schülers afaß. Am zweiten Tag wäre ich fast entlassen worden, weil ich von der Möglichkeit sprach, mit einem Schaf befreundet zu sein. Sonst war nichts Bemerkenswertes an meinen dreißig Jahren in den High-School-Klassenzimmern von New York City. Mir kamen oft Zweifel, ob ich überhaupt am richtigen Platz war. Und am Ende fragte ich mich, wie ich mich so lange halten konnte.

Wir schreiben März 1958. Ich sitze an meinem Pult in einem leeren Klassenzimmer der McKee High School, einer Berufs-und Technikerschule im Stadtteil Staten Island von New York City. Ich spiele mit den Gerätschaften meines neuen Metiers, als da sind: fünf gelbe Aktendeckel, einer für jede Klasse, ein Knäuel zerbröselnder Gummiringe, ein liniertes Block aus der Kriegszeit mit Flecken von irgendwelchen für seine Herstellung benutzten Substanzen, ein zerrupfter Tafelschwamm, ein Stapel weiße Kärtchen, die ich Reihe um Reihe in die Schlitze dieses ramponierten roten Ordners stecken werde, damit sie mir helfen, die Namen von gut hundertsechzig Jungen und Mädchen aus fünf verschiedenen Klassen zu behalten, die Tag für Tag in Reih und Glied vor mir sitzen werden. Auf den Kärtchen vermerke ich ihre Anwesenheit und ihre Verspätungen und bringe kleine Zeichen an, wenn sie sich

Missetaten zuschulden kommen lassen. Man hat mir gesagt, ich solle die Missetaten mit Rotstift eintragen, aber die Schule hat mir keinen zur Verfügung gestellt, also muß ich ihn jetzt mit einem Formular anfordern oder mir einen kaufen, denn der Rotstift für die Missetaten ist die mächtigste Waffe des Lehrers. Ich werde mir auch sonst noch allerlei kaufen müssen. In Eisenhowers Amerika herrscht Wohlstand, aber bis zu den Schulen sickert nichts davon durch, schon gar nicht bis zu neuen Lehrern, die Material für ihren Unterricht brauchen. Ein Aushang des für die Verwaltung zuständigen Konrektors erinnert alle Lehrer an die Finanznöte der Stadt und ermahnt sie zu sparsamem Materialverbrauch. An diesem Morgen muß ich Entscheidungen treffen. In einer Minute kommt das erste Klingeln. Sie werden hereinströmen, und was werden sie sagen, wenn sie mich am Pult sitzen sehen? He, seht mal. Der versteckt sich. Mit Lehrern kennen sie sich aus. Am Pult zu sitzen bedeutet, daß man Schiß hat oder faul ist. Man benutzt das Pult als Schranke. Am besten, man geht raus und stellt sich vor sie hin. Sieh dem Feind ins Auge. Sei ein Mann. Ein einziger Fehler am ersten Tag, und man braucht Monate, um sich davon zu erholen.

Es sind Halbwüchsige, die hereinkommen, Sechzehnjährige, mit elf Schuljahren auf dem Buckel, von der Vorschule bis heute. Lehrer kommen, Lehrer gehen, alle Sorten, alte, junge, strenge, nette. Die Jugendlichen beobachten, taxieren, urteilen. Sie kennen sich aus mit Körpersprache, Tonfall, dem Auftreten allgemein. Nicht daß sie auf der Toilette oder in der Kantine herumsitzen und über diese Dinge reden. Sie bekommen sie im Lauf von elf Jahren ganz von selbst mit und geben sie an die nachfolgenden Generationen weiter. Vorsicht bei Miss Boyd! Hausaufgaben, Mann, Hausaufgaben, und die korrigiert sie sogar. Die korrigiert sie! Sie ist nicht verheiratet, also hat sie sonst nichts zu tun. Am besten sind verheiratete Lehrer mit Kindern, die haben keine Zeit, über

Klassenarbeiten und Büchern zu hocken. Wenn Miss Boyd regelmäßig flachgelegt würde, dann würde sie auch nicht so viel aufgeben. Aber die sitzt zu Hause rum mit ihrer Katze, hört klassische Musik und korrigiert Hausaufgaben, bloß um uns zu drangsalieren. Manche Lehrer sind da ganz anders. Die geben dir jede Menge auf und haken dann einfach alles ab, schauen es nicht mal an. Man könnte eine Seite aus der Bibel abpinnen, und sie würden trotzdem »Sehr schön« drunterschreiben. Aber Miss Boyd? Die hat dich von Anfang an am Wickel. Entschuldige mal, Charlie, hast du das selbst geschrieben? Dann mußt du zugeben, nein, hast du nicht, und dann steckst du in der Scheiße, Mann.

Es ist ein Fehler, zu früh zu kommen, da hat man zu viel Zeit, darüber nachzudenken, was einen erwartet. Welcher Teufel hat mich bloß geritten, daß ich mir eingebildet habe, ich könnte es mit amerikanischen Teenagern aufnehmen? Schiere Ahnungslosigkeit, was sonst. Es ist die Ära Eisenhower, und die Zeitungen berichten vom Elend der amerikanischen Jugendlichen. Sie sind die »Verlorenen Kinder der Verlorenen Kinder der Verlorenen Generation«. Kinofilme, Musicals, Bücher erzählen uns von ihrem Elend: *Denn sie wissen nicht, was sie tun*, *Die Saat der Gewalt*, *West Side Story*, *Der Fänger im Roggen*. Sie halten verzweifelte Reden. Das Leben ist sinnlos. Alle Erwachsenen sind falsche Fuffziger. Wozu überhaupt leben? Sie haben nichts, worauf sie sich freuen können, nicht einmal einen eigenen Krieg, in dem sie die Bewohner ferner Länder umbringen könnten, um dann im Konfettiregen über den Broadway zu paradieren und mit ihren Orden und ihrem Gehumpel vor den Mädchen anzugeben. Sinnlos, sich bei ihren Vätern zu beklagen, die gerade einen Krieg hinter sich haben, oder bei ihren Müttern, die jahrelang darauf gewartet haben, daß ihre Männer wieder nach Hause kommen. Die Väter sagen: Ach, halt doch die Klappe, und laß mich zufrieden. Ich hab 'ne

Ladung Splitter in den Arsch gekriegt und keine Zeit, mir dein Genörgel und Gejammer anzuhören, wo du den Bauch voll und einen Schrank voller Kleider hast. Herrgott noch mal, wie ich in deinem Alter war, hab ich auf dem Schrottplatz malocht, und dann hab ich am Hafen gearbeitet, damit du Würstchen auf die Schule gehen kannst. Also drück dir deine gottverdammten Pickel aus, und laß mich in Ruhe meine Zeitung lesen.

Das Elend der Teenager ist so grenzenlos, daß sie sich zu Banden zusammenrotten und gegen andere Banden kämpfen, keine Kabbeleien wie im Kino, mit unglücklicher Liebe und dramatischer Hintergrundmusik, sondern rabiate Schlägereien, bei denen sie stöhnen und einander verfluchen, bei denen Italiener, Schwarze, Iren, Puertoricaner mit Messern, Ketten und Baseballschlägern im Central Park und im Prospect Park aufeinander losgehen und das Gras mit ihrem Blut färben, das immer rot ist, egal, wo es herkommt. Wenn es dann einen Toten gibt, geht ein Aufschrei durch die Öffentlichkeit, sofort heißt es, die Schulen und die Lehrer müßten nur ihre Pflicht tun, dann würden so schreckliche Dinge nicht passieren. Es gibt Patrioten, die sagen, wenn diese Halbstarcken die Zeit und die Energie haben, sich gegenseitig zu verprügeln, warum schicken wir sie dann nicht einfach nach Übersee? Da können sie sich dann mit den gottverdammten Kommunisten prügeln und das Problem ein für allemal aus der Welt schaffen.

Berufsschulen wurden von vielen als Müllkippen für Schüler betrachtet, bei denen es für die normale High School nicht gereicht hatte. Das war Snobismus. Es kümmerte die Öffentlichkeit nicht, daß es Tausende junger Leute gab, die gern Automechaniker, Kosmetikerinnen, Maschinisten, Elektriker, Klempner oder Schreiner werden wollten. Und die mit der Reformation, dem Krieg von 1812, mit Walt Whitman, der Kunstbetrachtung oder dem Liebesleben der Fruchtfliege nichts am Hut hatten.

Was soll's, Mann, wenn's sein muß, dann machen wir's halt. Hocken uns rein und hören uns den Scheiß an, der nichts mit unserem Leben zu tun hat. Wir arbeiten in unserer Werkstatt, wo wir was über die richtige Welt lernen, und geben uns Mühe, nett zu den Lehrern zu sein, damit wir hier nach vier Jahren rauskommen. Uff!

Da sind sie. Die Tür knallt gegen die Leiste unten an der Tafel und wirbelt eine Kreidewolke auf. Ein Mordsspektakel. Sie könnten doch einfach hereinkommen, guten Morgen sagen und sich hinsetzen. Aber nein. Sie müssen schubsen und drängeln. Einer sagt in gespielt drohendem Tonfall He, ein anderer kontert sofort mit He. Sie beleidigen einander, ignorieren das zweite Klingeln, lassen sich Zeit mit dem Hinsetzen. Alles klar, Baby. Guckt mal, da sitzt ein neuer Lehrer, und neue Lehrer haben keinen Schimmer von gar nichts. Was soll's? Klingel? Lehrer? Neuer Typ. Wer ist das? Wen juckt's ? Sie unterhalten sich über mehrere Reihen hinweg, rekeln sich in Bänken, die zu klein für sie sind, strecken die Beine aus und lachen, wenn einer drüberstolpert. Sie schauen aus dem Fenster, auf die amerikanische Flagge oder auf die Bilder, die Miss Mudd, inzwischen pensioniert, an die Wände gehängt hat, Bilder von Emerson, Thoreau, Whitman, Emily Dickinson und - wie kommt der hierher? - Ernest Hemingway. Es ist das Titelbild aus der Illustrierten *Life*, man sieht es überall. Mit Taschenmessern ritzen sie ihre Initialen in die Tischplatten, Liebeserklärungen mit Herzen und Pfeilen neben den alten Schnitzereien ihrer Väter und Brüder. Manche Platten sind so ramponiert, daß man die eigenen Knie durch die Löcher sieht, wo früher Herzen und Namen waren. Pärchen sitzen nebeneinander, halten Händchen, flüstern und sehen sich tief in die Augen, während drei Jungen ganz hinten mit dem Rücken an den Spindtüren dubidu singen, Baß, Bariton und Oberstimme,

Mann, mit den Fingern schnippen und allen zeigen, daß sie einfach nur verliebte Teenager sind.

Fünfmal täglich kommen sie hereingepoltert. Fünf Klassen, dreißig bis fünfunddreißig pro Klasse. Teenager? In Irland kannten wir die aus amerikanischen Filmen, verdrossen und pampig, immer in Autos, und wir fragten uns, warum sie so verdrossen und pampig waren. Sie hatten Essen, Kleider und Geld und waren trotzdem fies zu ihren Eltern. In Irland gab es keine Teenager, jedenfalls nicht in meiner Welt. Man war Kind. Man ging zur Schule, bis man vierzehn war. Wenn man fies zu seinen Eltern war, bekam man eine gelangt, daß man durchs ganze Zimmer flog. Man wuchs heran, wurde Arbeiter, heiratete, trank am Freitagabend sein Bier, bestieg hinterher seine Frau und sorgte so dafür, daß sie ständig schwanger war. Nach ein paar Jahren wanderte man nach England aus, um auf Baustellen zu schufteten oder in die Streitkräfte Seiner Majestät einzutreten und für das Empire in den Krieg zu ziehen.

Die Sache mit dem Pausenbrot begann, als ein Junge namens Petey rief, will jemand ein Mortadella-Sandwich?

Soll das ein Witz sein? Deine Mutter muß einen schönen Haß auf dich haben, daß sie dir solche Sandwiches mitgibt.

Petey warf die braune Tüte mit dem Sandwich nach dem Kritiker, Andy, und die Klasse johlte. Haut euch, haut euch, riefen sie. Haut euch, haut euch. Die Tüte landete auf dem Boden, zwischen der Tafel und der ersten Reihe, in der Andy saß.

Ich kam hinter meinem Pult hervor und tat die erste Äußerung meiner Lehrerlaufbahn: He. Vier Jahre Studium an der New York University, und mir fiel nichts Besseres ein als He.

Ich sagte es noch einmal. He.

Sie beachtetten mich nicht. Sie waren damit beschäftigt, die beiden Kampfahne anzuspornen. Mit einer Keilerei

konnten sie Zeit schinden und mich von etwaigen Unterrichtsplänen ablenken. Ich ging zu Petey und sagte meinen ersten Satz als Lehrer. Hör auf, mit Sandwiches um dich zu schmeißen. Petey und der ganzen Klasse verschlug es die Sprache. Dieser Lehrer, ein Neuer, hatte sie gerade um eine zünftige Keilerei gebracht. Neue Lehrer machen so was nicht, sie halten sich raus oder lassen den Rektor oder einen Konrektor holen, und jeder weiß, daß es Jahre dauert, bis einer von denen kommt. Bis dahin kann man die schönste Keilerei veranstalten. Außerdem, was soll man von einem Lehrer halten, der einem sagt, man soll aufhören, mit Sandwiches zu schmeißen, wenn man das Sandwich schon geschmissen hat?

Benny rief aus der letzten Reihe: He, Mister, der hat doch das Sangwits schon geschmissen. Wieso sagen Sie ihm jetzt, er soll nich mit dem Sangwits schmeißen? Das Sangwits liegt da am Boden.

Alle lachten. Es gibt nichts Dümmeres auf der Welt als einen Lehrer, der einem etwas verbietet, was man schon getan hat. Ein Junge hielt sich die Hand vor den Mund und sagte Blödmann, und es war klar, daß er mich damit meinte. Ich hätte ihn am liebsten aus seiner Bank gezerrt, aber das wäre das Ende meiner Lehrerlaufbahn gewesen. Außerdem war die Hand, die er sich vor den Mund hielt, riesig, und seine Bank war zu klein für seinen Körper.

Irgend jemand sagte: Mann, Benny, bist du 'n Anwalt oder so was?, und die Klasse lachte wieder. Ja, ja, sagten sie und warteten auf meine Reaktion. Was wird der neue Lehrer machen?

Die Pädagogikprofessoren an der New York University hatten uns nie gesagt, wie man fliegende Pausenbrote in den Griff kriegt. Sie hatten über Erziehungstheorie und -philosophie doziert, über Moral und Ethik, über die Notwendigkeit, das Kind als Ganzes zu sehen, als Gestalt, bitte schön, über die subjektiven Bedürfnisse des Kindes, aber nie über kritische Situationen im Schulalltag.

Sollte ich sagen, he, Petey, komm her und heb das Sandwich auf, sonst kannst du was erleben? Sollte ich es selbst aufheben und in den Papierkorb werfen, um meine Verachtung für Menschen auszudrücken, die mit Sandwiches um sich schmeißen, während anderswo auf der Welt Millionen verhungern?

Sie mußten begreifen, daß ich der Boß war, daß ich streng war, daß ich mir ihren Scheiß nicht gefallen ließ.

Das Sandwich, in Pergamentpapier, schaute halb aus der Tüte heraus, und meine Nase sagte mir, daß noch mehr darauf war als nur Mortadella. Ich hob es auf und wickelte es aus. Es war kein gewöhnliches Sandwich, nicht nur lieblos zwischen zwei Scheiben fades amerikanisches Weißbrot geklemmte Wurst. Das Brot war dick und dunkel, von einer italienischen Mamma in Brooklyn gebacken, so kräftig, daß man es mit mehreren Scheiben fetter Mortadella, Tomaten- und Gurkenscheiben, Zwiebeln und Paprika belegen konnte, das Ganze verfeinert mit ein paar Tropfen Olivenöl und einer himmlischen Remoulade.

Ich aß das Sandwich.

Das war meine erste Amtshandlung im Klassenzimmer. Mein vollgestopfter Mund faszinierte sie. Fassungslos glotzten sie zu mir hoch, vierunddreißig Jungen und Mädchen, Durchschnittsalter sechzehn. Ich sah die Bewunderung in ihren Augen, der erste Lehrer in ihrem Leben, der ein Sandwich vom Boden aufhob und es vor versammelter Mannschaft verdrückte. Sandwichman. In meiner Kindheit in Irland hatten wir einen Lehrer bewundert, der jeden Tag einen Apfel schälte und aß und Musterknaben mit dem langen Schalenstreifen belohnte. Meine Schüler hier schauten zu, wie mir das Öl vom Kinn auf meinen Zweidollar-Schlips von Klein-on-the-Square tropfte.

Petey sagte, he, Mister, das ist mein Sandwich, was Sie da essen.

Die anderen wiesen ihn zurecht. Halt die Klappe, siehst du nicht, daß der Lehrer ißt?

Ich leckte mir die Finger ab. Ich machte Mmm, knüllte das Papier zu einer Kugel zusammen und warf es in den Abfallkorb. Die Klasse applaudierte. Wow, sagten sie und Große Klasse und Maaaann, seht euch das an. Er mampft das Sandwich. Er trifft in den Korb. Wow.

Das also ist Unterrichten? Ja, wow. Ich kam mir vor wie ein Held. Ich hatte das Sandwich gegessen. Ich hatte in den Korb getroffen. Ich hatte das Gefühl, mit dieser Klasse alles machen zu können. Von jetzt an würden sie mir aus der Hand fressen. Schön und gut, nur wußte ich nicht, wie ich weitermachen sollte. Ich war hier, um zu unterrichten, und ich fragte mich, wie ich den Übergang vom Sandwich zu Rechtschreibung, Grammatik, dem Aufbau eines Absatzes oder irgend etwas anderem schaffen sollte, was zu meinem Unterrichtsfach Englisch gehörte.

Meine Schüler lächelten, bis das Gesicht des Direktors im Türfenster auftauchte, die buschigen Augenbrauen fragend bis halb in die Stirn hochgezogen. Er machte die Tür auf und gab mir einen Wink. Auf ein Wort, Mr. McCourt.

Petey flüsterte mir zu, he, Mister. Keine Sorge wegen dem Sandwich, hab's eh nicht gewollt.

Die Schüler sagten ja, ja, um mir zu zeigen, daß sie auf meiner Seite standen, falls ich Ärger mit dem Direktor bekam - meine erste Begegnung mit der Solidarität zwischen Lehrer und Schülern. Im Unterricht mochten die Schüler aufsässig herummaulen, aber kaum tauchte der Direktor oder irgendein anderer Außenstehender auf, herrschte schlagartig Einigkeit, eine geschlossene Front.

Draußen auf dem Flur sagte er, Mr. McCourt, Sie verstehen sicher, daß es sich für einen Lehrer nicht ziemt, um neun Uhr morgens im Klassenzimmer sein Mittagessen zu verspeisen, vor den Schülern und Schülerinnen. Ihre erste Unterrichtsstunde, und Sie halten es für richtig, sie damit zu beginnen, daß Sie ein Sandwich essen? Ist das

korrektes Verhalten, junger Mann? Wir dulden das hier jedenfalls nicht, da kommen die Kinder nur auf dumme Gedanken. Das können Sie doch nachvollziehen, oder? Denken Sie nur daran, welche Probleme wir bekommen, wenn die Lehrer einfach alles stehen- und liegenlassen und ihr Mittagessen im Klassenzimmer verspeisen, noch dazu früh am Morgen, gleich nach dem Frühstück. Wir haben schon genug Ärger damit, daß manche Kinder in den ersten Stunden heimlich irgend etwas knabbern und damit Kakerlaken und diverse Nagetiere anlocken. Wir mußten schon Eichhörnchen aus diesen Räumen verscheuchen, von Ratten ganz zu schweigen. Wenn wir nicht auf der Hut sind, werden die Schüler und manche Lehrer, Ihre Kollegen, junger Mann, die Schule in eine einzige große Kantine verwandeln.

Ich hätte ihm gern die Wahrheit über das Sandwich gesagt und wie souverän ich die Situation gemeistert hatte, aber das wäre möglicherweise das Ende meiner Lehrerlaufbahn gewesen. Sir, hätte ich gern gesagt, das war nicht mein Mittagessen. Das war das Pausenbrot eines Jungen, der es nach einem anderen Jungen geworfen hat, und ich habe es aufgehoben, weil ich neu hier bin und diese Sache in meiner Klasse passiert ist, und in unseren Vorlesungen am College haben wir nichts über das Werfen und die Bergung von Pausenbrot gehört. Es stimmt, ich habe das Sandwich aufgeessen, aber ich habe es aus Verzweiflung getan oder um den Schülern eine Lektion über Verschwendung zu erteilen und ihnen zu zeigen, wer hier das Heft in der Hand hat, oder, mein Gott, ja, vielleicht auch deshalb, weil ich Hunger hatte, und ich verspreche, es nie wieder zu tun, schließlich möchte ich meine gute Stelle nicht verlieren, obwohl Sie zugeben müssen, daß es absolut still in der Klasse war. Wenn das der richtige Weg ist, die Aufmerksamkeit der Schüler in einer Berufsschule zu gewinnen, sollten Sie vielleicht einen ganzen Berg

Mortadella-Sandwiches besorgen lassen, für die vier Klassen, vor die ich heute noch hintreten muß.

Ich sagte nichts.

Der Rektor sagte, er sei hier, um mir zu helfen, denn ich, ha ha, sähe so aus, als könnte ich Hilfe gebrauchen. Ich gebe zu, sagte er, daß Sie die ungeteilte Aufmerksamkeit der Klasse hatten. Okay, aber probieren Sie mal, ob Sie das nicht auch auf weniger dramatische Weise schaffen. Versuchen Sie's mit Unterrichten. Dafür sind Sie nämlich hier, junger Mann. Unterrichten. Jetzt müssen Sie die verlorene Zeit aufholen. Das ist alles. Keine Nahrungsaufnahme im Klassenzimmer. Gilt für Lehrer wie für Schüler.

Ich sagte, ja, Sir, und er schickte mich mit einem Wedeln der Hand in die Klasse zurück.

Was hat er gesagt? wollten die Schüler wissen.

Er hat gesagt, ich soll nicht um neun Uhr morgens im Klassenzimmer mein Mittagessen verzehren.

Haben Sie doch gar nicht.

Ich weiß, aber er hat mich mit dem Sandwich gesehen und gesagt, ich soll das nie wieder tun.

Mann, ist ja unfair.

Petey sagte, ich sag meiner Mutter, daß Ihnen ihr Sandwich geschmeckt hat. Ich sag ihr, daß Sie wegen ihrem Sandwich jede Menge Ärger gekriegt haben.

Schön, aber sag ihr nicht, daß du's weggeschmissen hast.

Ne, ne. Die würde mich umbringen. Sie ist aus Sizilien. Die gehen da immer gleich auf die Palme in Sizilien.

Richte ihr aus, es war das köstlichste Sandwich, das ich je gegessen habe, Petey.

Mach ich.

Mea culpa.

Anstatt zu unterrichten, hab ich Geschichten erzählt.

Nur damit sie ruhig sind und in ihren Bänken sitzen bleiben.

Sie dachten, ich unterrichte.

Ich dachte, ich unterrichte.

Ich lernte.

Und Sie haben sich als Lehrer bezeichnet?

Hab ich nicht. Ich war mehr als ein Lehrer. Und weniger. Im High-School-Klassenzimmer ist man Feldwebel, Rabbi, Schulter zum Ausweinen, Zuchtmeister, Sänger, Stubengelehrter, Büroangestellter, Schiedsrichter, Clown, Berater, Beauftragter für die Kleiderordnung, Schaffner, Fürsprecher, Philosoph, Kollaborateur, Stepptänzer, Politiker, Therapeut, Narr, Verkehrspolizist, Priester, Mutter-Vater-Bruder-Schwester-Onkel-Tante, Buchhalter, Kritiker, Psychologe, Rettungsanker.

In der Lehrerkantine warnten mich die alten Hasen: Junger Mann, erzählen Sie ihnen nichts über sich selbst. Das sind Kinder, verdammt noch mal. Sie sind der Lehrer. Sie haben ein Recht auf Privatsphäre. Sie kennen doch das Spiel, oder? Das sind kleine Teufel. Sie sind nicht, ich wiederhole, nicht Ihre natürlichen Freunde. Sie riechen es, wenn Sie eine richtige Unterrichtsstunde in Grammatik oder sonstwas halten wollen, und sie versuchen, Sie aus dem Konzept zu bringen. Behalten Sie sie im Auge. Diese Kinder sind schon seit elf, zwölf Jahren dabei, denen macht kein Lehrer mehr was vor. Die merken es, wenn Sie an Grammatik oder Rechtschreibung auch nur denken, sie heben ihre Pfötchen, schauen wißbegierig drein und fragen, welche Spiele Sie als Kind gespielt haben oder wer Ihr Favorit bei den gottverdammten World Series ist. Tja. Und Sie fallen drauf rein. Schon plaudern Sie drauflos, und die gehen heim und wissen nach wie vor nicht, wo bei einem Satz vorn und hinten ist, aber sie erzählen ihren Müttern und Vätern von Ihrem Leben. Nicht, daß sie das interessiert. Die kommen schon klar, aber was wird aus Ihnen? Nie wieder kriegen Sie die Splitter von Ihrem Leben zurück, die in den kleinen Köpfen stecken. Es ist Ihr Leben, Mann. Alles, was Sie haben. Erzählen Sie ihnen nichts.

Die guten Ratschläge waren vergeblich. Ich lernte aus meinen Fehlern, mußte Lehrgeld zahlen. Ich mußte selbst herausfinden, wie ich als Mann und als Lehrer sein wollte, und damit habe ich mich dreißig Jahre lang abgemüht, innerhalb und außerhalb der Klassenzimmer von New York. Meine Schüler wußten nicht, daß da ein Mann vor ihnen stand, der einen Kokon aus irischer Geschichte und Katholizismus abstreifen mußte und überall Reste dieses Kokons verstreute.

Mein Leben hat mir das Leben gerettet. An meinem zweiten Tag an der McKee stellt mir ein Schüler eine Frage, die mich in die Vergangenheit schickt und den Weg vorzeichnet, den ich die nächsten dreißig Jahre als Lehrer beschreiten werde. Nur ein kleiner Schubs, und ich bin mitten in der Vergangenheit, dem Stoff meines Lebens.

Joey Santos ruft: He, Mister ...

Du sollst nicht einfach loskrähen. Du sollst dich melden.

Jaja, sagt Joey, aber ...

Sie haben eine Art, jaja zu sagen, die einem klarmacht, daß man auf ihre Duldung angewiesen ist. Mit ihrem Jaja sagen sie einem, wir geben uns ja Mühe, Mann, wir sind ja gar nicht so, schließlich sind Sie neu hier.

Joey hebt die Hand. He, Mister ...

Nenn mich Mr. McCourt.

Ja. Okay. Also: Sind Sie Schotte oder so was?

Joey ist das Sprachrohr. Jede Klasse hat eines, neben dem Querulanten, dem Clown, dem Tugendbold, der Schönheitskönigin, dem Streber, dem Macho, dem Intellektuellen, dem Muttersöhnchen, dem Mystiker, der Memme, dem Liebhaber, dem Kritiker, dem Vollidioten, dem religiösen Fanatiker, der überall Sünden sieht, dem Grübler, der ganz hinten sitzt und auf seine Tischplatte starrt, der Frohnatur, dem Heiligen, der in allen Kreaturen das Gute sieht. Das Sprachrohr hat die Aufgabe, irgendwelche Fragen zu stellen, um den Lehrer von seinem